

Armes Kind – starkes Kind? Resilienzförderung als frühpädagogisches Konzept

(Vortrag in Dresden am 21.11.2013, Veranstaltung des Handlungsprogramms „Aufwachsen in sozialer Verantwortung“ der Stadt Dresden) (F1)

1. Was ist Resilienz? Wie erkennen wir Resilienz? (F2)

„Wenn die Wellen über mir zusammenschlagen, tauche ich tiefer, um nach Perlen zu suchen“ (Mascha Kaleko, deutsch-jüdische Schriftstellerin)

Ein Zitat, das für mich – jenseits aller wissenschaftlichen Definitionsversuche – bildhaft und sehr gelungen zum Ausdruck bringt, wie man sich Resilienz als gelebte Haltung vorstellen kann! Mascha Kaleko ist eine deutsch-jüdische Schriftstellerin, die vor dem Naziregime nach Amerika geflohen ist; biografisch fiel dies gerade in die Zeit, da sie in Deutschland als Schriftstellerin erste Erfolge verbuchen konnte. Im Exil stand sie dann wieder vor dem Nichts... (F3 Gliederung)

Was verstehen wir unter Resilienz? Die meisten von Ihnen kennen den Begriff sicherlich, andere haben bereits nach diesem Konzept gearbeitet, für manche ist er vielleicht sogar neu. Ich halte es deshalb für sinnvoll, mit einer Begriffsklärung einzusteigen und werde dabei auch persönliche Akzente setzen. Der aus dem Anglo-Amerikanischen übernommene Begriff der „Resilienz“ („resilience“ oder „resiliency“) wird ins Deutsche häufig als „*seelische Widerstandskraft gegen widrige Umstände*“ übertragen. Wir bezeichnen damit jene „seelische Kraft“, die es Menschen möglich macht, *außergewöhnlichste Belastungen, Lebenskrisen und Traumata* unbeschadeter zu überwinden oder sich davon schneller zu erholen, als gemeinhin zu erwarten wäre. Man könnte auch sagen, ohne dadurch merklichen Schaden an Leib und Seele zu nehmen, ohne seelisch krank oder verhaltensauffällig zu werden.

Sicherlich sind wir alle schon einmal in der einen oder anderen Form diesem Phänomen im Alltag mit einem gewissen Staunen, ja auch mit Bewunderung begegnet. Gerade diejenigen unter Ihnen, die beruflich mit Kindern oder Jugendlichen arbeiten, die gemeinhin als „benachteiligt“ etikettiert werden, könnten zweifelsohne beeindruckende Beispiele aus eigener Erfahrung anführen. Ich selbst kenne solche jungen Menschen aus meiner langjährigen Forschungstätigkeit zu Kinderarmut, seit neuerem aus der Begleitung von Praxisprojekten zur

Resilienzförderung. Sie haben sich daher sicher schon öfter gefragt: Wie ist das möglich? Wie schafft es dieses Mädchen oder dieser Junge nur – trotz seiner mehrfach belasteten familiären Situation und offenkundiger sonstiger Erschwernisse –, mehr oder weniger unbeirrt seinen Weg zu gehen?

Die *Fähigkeit zu Resilienz* dürfte als *Potenzial* in den meisten Menschen angelegt sein, wenngleich es bestimmter äußerer Bedingungen bedarf, damit sie sich entfalten kann. Sie zeigt sich aber erst in der Auseinandersetzung mit der sozialen Umwelt und insbesondere in widrigen Lebensumständen. Allerdings mag es auch Kinder und Jugendliche geben, bei denen dieses Potenzial derart verschüttet ist, dass es – trotz aller Bemühungen – nicht geweckt werden kann. Ob in diesen Fällen diese Fähigkeit nur verschüttet oder tatsächlich nicht vorhanden ist, darauf kann die Resilienzforschung (noch?) keine definitive Antwort geben.

So eindeutig wir Resilienz als Phänomen im Alltag wahrzunehmen vermögen, so schillernd erweist sie sich, wenn wir sie wissenschaftlich erfassen wollen. Resilienz entwickelt sich in risikobehafteten Situationen; schlüsseln wir die gegebenen Risiken genauer auf, sprechen wir von Risikofaktoren. Umgekehrt gibt es hilfreiche Faktoren, die ihrem Gedeihen förderlich sind; sie nennen wir dann Schutzfaktoren. Unstrittig ist, dass bestimmte angeborene körperliche Merkmale und Charaktereigenschaften als resilienzförderlich (also als *personale Schutzfaktoren*) gelten wie beispielsweise ein heiteres Temperament oder eine gesunde körperliche Konstitution; ja sogar das Geschlecht soll in bestimmten Altersphasen eine Rolle spielen. So gelten Mädchen in der frühen Kindheit, Jungen in der späteren Kindheit und Adoleszenz als seelisch robuster und damit als resilienzfähiger. Daneben spielen aber auch *soziale Schutzfaktoren* eine Rolle, die das Kind in seinem familiären oder weiteren sozialen Umfeld vorfindet. Wichtig ist hier vor allem eine feste, verlässliche Bindung zu einer Bezugsperson, eine akzeptierende und ermutigende Zuwendung als äußere Unterstützung. Dies ist zweifellos der wirksamste Schutzfaktor und bei Kindern unerlässlich.

Aber *nicht jede Form* der „seelischen Widerstandsfähigkeit“ ist schon als *Resilienz* zu bezeichnen. Resilienz zeigt sich nur dann, wenn das Kind oder der Jugendliche *außergewöhnliche und meist mehrfache Entwicklungsrisiken* zu bewältigen hat und dies erstaunlich robust meistert. Jede menschliche Entwicklungsphase birgt ja – neben der Chance einer notwendigen Weiterentwicklung – auch das Risiko eines Scheiterns oder einer Entwicklungsverzögerung in sich. Das ist normal – und insofern gehört der Umgang mit derartigen Unwägbarkeiten und Entwicklungsrisiken zur Normalität menschlichen Erwachsenwerdens. Resilienz im strengeren Sinne zeigt sich aber erst dann, wenn zu diesen generellen Risiken der jeweiligen Ent-

wicklungsstufe andere, außergewöhnliche oder – wie es in der Entwicklungspsychologie heißt – *nicht-normative Risiken* hinzukommen und diese – so eine gängige Formulierung in der Fachliteratur – „erfolgreich“ bewältigt werden. Dabei gilt es das Prädikat „erfolgreich“ näher zu bestimmen, und die Etikettierung – „ohne verhaltensauffällig“ zu werden –, dürfte gerade mit Blick auf die Kleinkind- und Vorschulphase noch genauer zu beleuchten sein. Hier haben wir es wohl eher mit *Entwicklungsverzögerungen* oder *Entwicklungsstörungen* als Folge von außergewöhnlicher Belastung zu tun. Ich komme darauf noch zurück.

Wir sprechen hier also von *außergewöhnlichen biologischen, psychosozialen und emotionalen Risiken*, die *gesellschaftlich bedingt oder verursacht* sein können wie Aufwachsen in Armut, Langzeitarbeitslosigkeit der Eltern, soziale Marginalisierung als Minderheit oder Traumatisierung durch Flucht und Krieg, um nur einige zu nennen. Solche *nicht-normative Risiken* können sich aber auch *im zwischenmenschlichen Zusammenleben* in der Familie oder im weiteren sozialen Umfeld ergeben, so etwa psychosoziale Risiken wie Folgewirkungen von Trennung und Scheidung oder Partnerschaftskonflikten der Eltern, früher Verlust eines Elternteils, seelische Erkrankung einer Hauptbezugsperson, kriminelles oder dissoziales Verhalten eines Elternteils, Suchtproblematik oder Gewalt in der Familie, sexueller Missbrauch, zu frühe Schwangerschaften... Aber *auch persönliche Eigenschaften und Charaktermerkmale und genetische Dispositionen* können eine höhere Vulnerabilität des Kindes zur Folge haben, so etwa dysfunktionale Einflüsse in der Schwangerschaft oder bei der Geburt, ein schwieriges Temperament, eine chronische Behinderung oder Krankheit, geringe Frustrationstoleranz, pessimistische Lebenshaltung. Diese Aufzählung kann und muss an dieser Stelle nicht vollständig sein¹..., solche Risiken sind Ihnen ja genügend aus der Praxis bekannt. Genauer genommen geht die *Gefährdung jedoch erst von den möglichen Folgen dieser Risiken aus*, von der Art nämlich, *wie* das Mädchen oder der Junge die jeweiligen Risiken erlebt; nicht die Trennung und Scheidung als solche, sondern die damit einhergehenden elterlichen Konflikte und Auswirkungen auf die Eltern-Kind-Beziehung stellen das *eigentliche Risikopotenzial* dar (Sturzbecher/Dietrich 2007, S. 10). Die Tatsache, dass wir es dabei aber *nicht mit einer Zwangsläufigkeit*, sondern eben nur einer Wahrscheinlichkeit von Risikofolgen zu tun haben, führt uns dann unmittelbar zur Idee der Resilienz.

¹ (Unterscheidung zwischen Vulnerabilitäts- und Risikofaktoren? siehe auch Wustmann, nach Sturzbecher/ Dietrich 2007, S. 13)

Resilienz entsteht nämlich erst im Bewältigungsprozess oder genauer: mit einer gelungenen Bewältigung. Der Begriff wird gemeinhin allerdings *mehrdeutig* verwendet, weshalb es leicht zu Missverständnissen kommt: Man bezeichnet damit meist sowohl den Entstehungsprozess von Resilienz, so etwa wenn man von Resilienzförderung spricht, als auch das Ergebnis dieses Prozesses, indem man jemanden als „resilient“ bezeichnet. Als *Prozess* ist Resilienz äußerem Einfluss (so auch pädagogischer Intervention) zugänglich, die Fähigkeit dazu kann durch äußere Schutzfaktoren begünstigt werden. Als *Ergebnis* ist Resilienz nicht determinierbar wie sonst jedes Ergebnis von pädagogischer Intervention ja auch nicht. Der Erfolg kann letztlich nur aus der Perspektive des jeweiligen Kindes beurteilt werden.

Einmal resilient heißt übrigens nicht automatisch: immer resilient. Die Resilienzfähigkeit muss *immer wieder*, in jeder bedrohlichen Situation, *neu erworben* werden. Allerdings wird das Individuum durch jede positiv gemachte Erfahrung in seiner weiteren Widerstandsfähigkeit gestärkt. Ein anschauliches Bild hierfür bietet Emmy Werner – eine angloamerikanische Pionierin der Resilienzforschung –, indem sie von einer „*Wendeltreppe nach oben*“ spricht, um so zum Ausdruck zu bringen, dass mit jeder positiven Bewältigung einer Krise (oder einer außergewöhnlich belastenden Situation) eine höhere Stufe erklommen wird, und damit weitere Aufstiegs- bzw. Entwicklungshindernisse sicherer, erfahrener und auch optimistischer überwunden werden können.

Resilient zu sein, bedeutet aber *nicht* „*unverwundbar*“ zu sein, wohl aber „*sich nicht unterkriegen zu lassen*“, daher auch der Titel der fast schon legendären Studie von E. Werner und R. Smith: „Verletzlich, aber unbesiegbar“, die 1989 erschienen ist und bahnbrechende Erkenntnisse für den Resilienzdiskurs gebracht hat. Allerdings sind auch Rückschläge denkbar – der Wiederaufbau von Resilienz kann nach Schicksalsschlägen zuweilen leider unvollständig sein oder gar misslingen (Sturzbecher/ Dietrich 2007, S. 6).

Resilienz meint somit eine außergewöhnliche Fähigkeit zur Lebensbewältigung, die in vielfältigen Facetten und Formen auftreten kann, die aber immer Erstaunen auslöst, weil sie das erfahrungsgemäß Erwartbare übersteigt. *Resilienz* bedeutet jedoch nicht in erster Linie, die „Abwesenheit von psychischen Störungen“ oder Verhaltensauffälligkeiten, wie so manche unglücklich formulierte Definition leicht suggeriert; sie steht vielmehr für eine *aktiv bewältigende Kraft*, der es gelingt, eigene Potenziale und von außen bereitgestellte Ressourcen gekonnt zu nutzen, „negative Einflüsse auszugleichen und gleichzeitig neue Kompetenzen zu erwerben“! (Sturzenbecher/Dietrich 2007, S. 8) .

Das besonders Ermutigende ist dabei – und damit leite ich zu meinem nächsten Punkt über –, dass die Fähigkeit zur Resilienz durch äußere Schutzfaktoren und vor allem durch gezielte pädagogische Intervention gefördert werden kann. Nun könnten Sie mich natürlich zu Recht fragen, wie man ein solch schwer zu fassendes Phänomen wie Resilienz, das zudem mit einem Moment des Unerwarteten einhergeht, überhaupt fördern, gar gezielt fördern kann. Logisch korrekt müssten wir in der Tat davon sprechen, dass wir die *Bedingungen der Möglichkeit zur Entfaltung von Resilienz* fördern und verkürzen das dann umgangssprachlich zu „Resilienzförderung“. In jedem Fall aber gilt: Je besser und präziser wir diesen Bedingungen zuarbeiten, desto besser und kräftiger kann sich Resilienz womöglich zeigen. Letztendlich ist es das Kind selbst, welches aus diesen Bedingungen heraus sein individuelles Maß an Resilienz ausbildet.

(F4)

2. Wie kann nun Resilienz gefördert werden? Resilienzförderung als frühpädagogisches Konzept

Die Grundidee der Resilienzförderung basiert auf dem *Risiko- und Schutzfaktorenkonzept*, das in meinen bisherigen Ausführungen bereits angeklungen ist. *Je risikobehafteter* die Lebenssituation eines Kindes ist, *umso mehr Schutzfaktoren* braucht es, um die Lage zu meistern, aber gleichzeitig entfalten Schutzfaktoren in diesen Fällen auch größere Wirkungskraft. Sowohl personale als auch soziale Schutzfaktoren können Risiken in ihrer Wirkung abschwächen (Kompensationsmodell), ja manche Kinder gehen sogar gestärkt aus einem solchen seelischen Kraftakt hervor (Herausforderungsmodell). Als Zielgruppe haben wir dabei in erster Linie Kinder im Auge, *deren „gesunde“ Entwicklung in besonderem Maße von Risiken bedroht ist...* Mit einem Schlenker zum Handlungsprogramm „Aufwachsen in sozialer Verantwortung“, welches ja diese Fachtagung ausrichtet, kann man sicherlich sagen, dass die daran beteiligten Kitas im engeren Sinne mit einer solchen Zielgruppe arbeiten.

Resilienzförderung – und dies ist eines ihrer „Markenzeichen“, wenn Sie so wollen – fragt *zuerst und vor allem nach den Schutzfaktoren* eines risikobelasteten Kindes. (F5)

Zu fragen wäre: Verfügt das Mädchen oder der Junge über genügend personale und soziale Schutzfaktoren? Welche *personalen* Schutzfaktoren könnten gefördert oder welche *sozialen* Schutzfaktoren könnten ihm zugänglich gemacht werden? Oder wenn wir noch einen Schritt zurück gehen, werden Sie sich fragen:

Wie kann man erkennen, ob ein Mädchen oder ein Junge der Resilienzförderung bedarf und welche Schutzfaktoren es bräuchte, um seine Resilienzfähigkeit zu entwickeln?

Ein **hilfreiches Schema**, wie man dies im Einzelfall checken kann, hat die amerikanische Resilienzforscherin Edith Grotberg (1999) in ihrem „Manual zur Resilienzförderung“ geliefert. Darin benennt sie Merkmale der „**inneren Stärke**“, Formen der „**äußeren Unterstützung**“ sowie zu „**erwerbende förderliche Fähigkeiten**“ der Kinder, an denen sich Resilienzförderung jeweils zu orientieren hätte.

Checken Sie doch einmal in Gedanken nach Grotberg, ob ein Kind, das Sie vor Augen haben und dessen Resilienz Sie fördern möchten, sagen könnte:

Das Schema von Grotberg:²

(F6)

...ich habe (äußere Unterstützung), d.h.

- Menschen, die mir vertrauen und die mich lieben,
- die mir Grenzen setzen (Orientierung und Schutz vor Gefahren),
- die mir Vorbilder sind und von denen ich lernen kann,
- die mich dabei unterstützen und bestärken, selbst bestimmt zu handeln
- die mir helfen, wenn ich krank oder in Gefahr bin, und die mich unterstützen, Neues zu lernen

...ich bin (innere Stärke)

- ein Kind, das von anderen wertgeschätzt und geliebt wird,
- froh, anderen helfen zu können und ihnen meine Anteilnahme zu signalisieren,
- respektvoll gegenüber mir selbst und anderen,
- verantwortungsbewusst für das, was ich tue,
- zuversichtlich, dass alles gut wird.

... ich kann (interpersonale und Problemlösefähigkeiten)

- mit anderen sprechen, wenn mich etwas ängstigt oder mir Sorgen bereitet,

² Hier wird das Schema von Grotberg in der Übersetzung übernommen, wie es von C. Wustmann 2004, S. 118 publiziert wurde. Das Schema ist dort allerdings etwas verkürzt. Vgl. auch Grotberg 2003, S. 3 f.

- Lösungen für Probleme finden, mit denen ich konfrontiert werde,
- mein Verhalten in schwierigen Situationen kontrollieren,
- spüren, wann es richtig ist, eigenständig zu handeln oder ein Gespräch mit jemandem zu suchen,
- jemanden finden, der mir hilft, wenn ich Unterstützung brauche.

Die Analyse, wie stark oder schwach diese Merkmale im Einzelfall ausgeprägt sind oder ob derartige Schutzfaktoren ausgebaut werden müssten, könnte Ihnen *Hinweise für resilienzorientiertes praktisches Handeln* liefern. Fragen Sie aber nicht nur, über welche Schutzfaktoren ein Mädchen oder ein Junge selbst verfügt (= Resilienzfaktoren), sondern auch danach, *ob in der gegebenen Risiko-Situation auch ausreichend äußere Schutzfaktoren vorhanden sind und diese vom Kind tatsächlich genutzt werden können.*

Wenn ich sage, dass Resilienzförderung in erster Linie an den Schutzfaktoren und damit an den Potenzialen und Stärken des Kindes ansetzt, heißt das nicht, dass Risikofaktoren ignoriert werden, denn *sie* bilden ja den Anlass, über Resilienzförderung nachzudenken. Daher habe ich in einem von mir wissenschaftlich begleiteten Projekt zur Resilienzförderung in Köln das pädagogische Team dazu angehalten, zu Beginn von jedem Kind ein „*Risiko- und Schutzfaktorenprofil*“ zu erstellen. Dabei wurden die *personalen und sozialen Risiken* des Kindes auf der einen Seite sowie seine *personalen und sozialen Schutzfaktoren* auf der anderen Seite aufgelistet und daraus jeweils – bezogen auf das Mädchen oder den Jungen – ein entsprechendes Förderkonzept entwickelt, welches dann aber vorwiegend auf die Förderung und Erweiterung seiner Schutzfaktoren hin fokussiert war. Dieses „*Risiko- und Schutzfaktoren-Profil*“ wurde dann *fortlaufend aktualisiert*, wobei das pädagogische Team immer *das Kind selbst, seine familiäre Lage und sein weiteres soziales Umfeld* im Auge hatte. Dies sind nämlich die *drei Ebenen*, die es bei Resilienzförderung zu berücksichtigen gilt. Auf diese Weise kann bei jedem in die engere Förderung einbezogenen Kind die Herausbildung von Resilienzfaktoren beobachtet werden, also die Entfaltung seiner persönlichen Schutzfaktoren.

In Klammern sei – um Missverständnissen vorzubeugen – hinzugefügt: Sollte ein Kind jedoch mit Risiken konfrontiert sein, die seine Bewältigungsfähigkeit eindeutig übersteigen, wie beispielsweise bei Misshandlung oder Missbrauch, dann sind natürlich Interventionen angesagt, welche eine offensichtliche Gefährdung des Kindes bannen.

Zurück zur Vorgehensweise des Kölner Teams: Dieses hat sich sowohl bei der *Gruppen- wie bei der Einzelförderung* an den schon vorgestellten Leitgedanken von *Edith Grotberg* orientiert und zusätzlich an einer ergänzenden Konkretisierung zur Förderung *unterschiedlicher Resilienzbereiche*, wie sie beispielsweise von den beiden britischen Autorinnen *Brigid Daniel/Sally Wassell* in ihren Manualen zur Resilienzförderung für unterschiedliche Altersstufen (frühe Kindheit, Grundschulalter, Jugendliche) vorgeschlagen wird. Demzufolge sollte sich die *Förderung im Einzelfall oder auch in Gruppen* auf folgende *Resilienz-Bereiche* beziehen:

(F7)

- eine sichere Bindung herstellen,
- positive Werte und Selbstvertrauen stärken
- Kontakte zu Gleichaltrigen und Freundschaften ermöglichen,
- die besonderen Fähigkeiten und Neigungen eines Kindes ausbauen,
- seine sozialen Kompetenzen und seine Problemlösefähigkeit fördern,
- seine Bildungsfähigkeit stärken.

Diese oder ähnliche konzeptionelle Grundideen tauchen in allen Resilienzförderprogrammen auf, auch wenn sie teilweise etwas abstrakter formuliert werden. In der Praxis gilt es dann, diese Leitgedanken auf die jeweilige Entwicklungsstufe des Kindes oder der Kindergruppe passgenau zuzuschneiden. Nehmen wir beispielsweise *Mädchen und Jungen im Vorschulalter*, welche ja die *Zielgruppe des Handlungsprogramms*, und wenn ich richtig informiert bin, auch der meisten anwesenden pädagogischen Fachkräfte bilden. Wann könnten wir sagen, dass Kinder dieser Alters- und Entwicklungsstufe außergewöhnliche Belastungen und Risiken „unbeschadet“ oder „unbeschadeter als erwartet“ zu bewältigen vermögen?

Meines Erachtens gibt es hierfür *zwei Maßstäbe*, an die wir uns bei der Beantwortung dieser Frage halten können: zum einen das *aktuelle Wohlbefinden* des Kindes und zum anderen sein *Entwicklungsprozess*. Diese Zweigleisigkeit ist mir insofern wichtig, als meistens allein die Entwicklungsperspektive im Vordergrund steht. Wir dürfen jedoch Kinder nicht nur als „Werdende“ und zu „Bildende“, sondern sollten sie auch als „Seiende“ betrachten und somit neben ihrer zukunftsbezogenen Entwicklung auch ihre Befindlichkeit im Hier und Jetzt im Blick haben. Ein „resilientes Kind“ sollte daher nicht nur in der Lage sein, trotz widriger Umstände seine *altersgemäßen Entwicklungsaufgaben* erfolgreich zu meistern, seine Resilienzfähigkeit sollte sich vielmehr auch positiv auf sein gegenwärtiges Wohlbefinden auswirken. Zugegeben, ein hoch gestecktes Ziel. Aber es orientiert sich an der Messlatte, die

im internationalen Kontext beispielsweise UNICEF in seinen Berichten zur Lage von Kindern anlegt, indem dort auch *das subjektive Wohlbefinden* von Kindern zu einem wichtigen Maßstab erhoben und daraus das kindliche Recht auf Glück abgeleitet wird.

Kommen wir zurück zu den *altersgemäßen „Entwicklungsaufgaben“* und betrachten wir diese im Hinblick auf Vorschulkinder – entsprechende Kanons sind Ihnen sicherlich vertraut; darauf baut ja die Frühpädagogik mit ihren unterschiedlichen Ansätzen auf. In der Tat greift Resilienzförderung durchaus auf *bewährte Prinzipien und Ansätze pädagogischen Handelns* zurück, weshalb es ja auch – wie Sie unschwer erkennen werden – gemeinsame Schnittmengen zur Frühpädagogik gibt. Nun wissen Sie selbst, dass die von Entwicklungspsychologen formulierten Kanons teilweise erstaunliche, ja gewaltige Anforderungen an diese kleinen Menschen stellen: Hier geht es um den Umgang mit Emotionen, das Erlernen von Frustrationstoleranz, von Perspektiven- und Rollenübernahme, von Problemlösefähigkeit und Copingstrategien, von sozialen Verhaltensnormen und Selbststeuerung, von Gruppenfähigkeit und Verantwortungsübernahme, von gerechtfertigter Selbstverteidigung und Mitgefühl mit anderen, von Hilfsbereitschaft sowie den Aufbau von Selbstvertrauen, Beziehungsfähigkeit und neuerdings auch um Bildungsfähigkeit im engeren Sinne. Ich habe bei dieser Aufzählung übrigens auf einen Kanon des Entwicklungspsychologen Herbert Scheithauer zurückgegriffen, wobei sich die Liste noch fortführen und ausdifferenzieren ließe. In der Frühpädagogik ist praktisch schon alles enthalten, was ein Mensch lernen muss, um sich in unserer Gesellschaft zu Recht zu finden oder wie es in der Jugendhilfe heißt: sich zu einer eigenverantwortlichen und gemeinschaftsfähigen Persönlichkeit zu entwickeln. Manchmal sehr hoch gegriffen für noch sehr kleine Leute.

Letztlich knüpft also auch die *Resilienzförderung* an Erkenntnisse aus der *Entwicklungspsychologie* an, wobei sie allerdings *eigene Schwerpunkte* setzt und sich dabei auf die Ergebnisse von Langzeitstudien der Resilienzforschung stützt. Resilienzförderung beinhaltet somit durchaus *vertraute pädagogische Prinzipien*, wie wir sie aus der Frühpädagogik oder generell aus der Pädagogik kennen, so beispielsweise die Förderung von positiver Selbstwahrnehmung, Selbststeuerfähigkeit, Selbstwirksamkeit, sozialer Kompetenz, Umgang mit Stress und Problemlösefähigkeit (vgl. Fröhlich-Gildhoff 2012, PRiK). (F8)

Neu ist allerdings – wie bereits deutlich geworden sein dürfte – die *Fokussierung von einzelnen Aspekten* dieses Kanons und die gezielte Anwendung auf Kinder, die außergewöhnlichen Entwicklungsrisiken und besonders belasteten Sozialisationsbedingungen ausgesetzt sind.

Neu ist eine *Sichtweise auf das Kind*, welche mit einer entschiedenen Abgrenzung zur Entwicklungspsychopathologie einhergeht. Man nimmt nicht mehr an, dass bestimmte Sozialisations- und Entwicklungsrisiken *zwangsläufig* zu einer Schädigung des Kindes führen müssen. *Neu* ist auch die pädagogische Herangehensweise, welche das Kind zuallererst mit seinen Stärken und Potenzialen wahrnimmt und vor allem auf die Förderung von Schutzfaktoren setzt.

3. Was hat Armut mit Resilienz zu tun?

Aus der Armutsforschung, insbesondere aus der qualitativen Forschung zu Kinderarmut, ist zur Genüge bekannt, dass Aufwachsen in *Armut ein Entwicklungsrisiko* für Kinder darstellt. Auch in der Resilienzforschung wird „*chronische Armut*“ immer wieder als „zentrales Entwicklungsrisiko“ für Kinder herausgestellt. Folgewirkungen von familiärer Armut bei Kindern sind Ihnen sicherlich aus Ihrer Alltagserfahrung mehr als geläufig, insbesondere dürfte dies für die Fachkräfte des „*Handlungsprogramms*“ zutreffen, welches ja Kinder, „die unter sozial belasteten Lebensbedingungen aufwachsen“, besonders fördern will.

Ich selbst habe mich in *zwei dreijährigen Forschungsprojekten* zu „Kinderarmut im Grundschulalter“ mit der Thematik intensiv befasst und differenzierte Ergebnisse dazu erarbeitet. Armut, vor allem chronische Armut, beeinträchtigt – knapp formuliert – die materielle und immaterielle Versorgung von Kindern, ihre Gesundheit, ihre sozialen Beziehungen, ihre schulischen und außerschulischen Bildungsmöglichkeiten, ihr Selbstvertrauen und Selbstbild und kann selbst bei Kindern schon eine weniger optimistische Lebenseinstellung zur Folge haben. Armut wirkt sich also meist auf mehrere Lebensbereiche gleichzeitig aus. Daher können wir annehmen, dass wir es in diesen Fällen mit „*Hoch-Risiko-Kindern*“ zu tun haben, welche ja die eigentliche Zielgruppe von Resilienzförderung bilden. (F9)

Erschreckend und mehr als erschütternd finde ich nun vor diesem Hintergrund die Ergebnisse der neuerdings (Oktober 2013) vorgestellten *UNICEF-Studie* zur Lage der Kinder in Deutschland, die sich mit den Folgen von Langzeitarmut für die Entwicklung von Kindern und Jugendlichen befasst. Dieser Studie zufolge wachsen in Deutschland nicht nur ca. 10 Prozent der Kinder und Jugendlichen in relativer Armut auf, sondern haben „...zwischen 2000 und 2010 rund 8,6 % der Kinder und Jugendlichen *langjährige Armutserfahrungen* gemacht. Die meisten von ihnen (6,9 %) lebten zwischen 7 und 11 Jahre lang in einem Haushalt, der mit weniger als 60% des Durchschnittseinkommens auskommen musste. 1,7% wuchsen sogar 12

bis 17 Jahre unter diesen schwierigen Bedingungen auf“ (Pressemitteilung von UNICEF; Köln, 24. Oktober 2013). Damit nimmt Kinderarmut in Deutschland eine *neue Gestalt* an: Armut wird für viele Kinder und Jugendliche zur Dauererfahrung mit der Gefahr langfristiger Beeinträchtigungen. Laut UNICEF-Studie haben derartige Armutserfahrungen bereits dann „starke negative Auswirkungen auf Kinder, wenn sie mindestens ein Drittel der Kindheit andauern. *Je länger und je öfter Kinder Phasen von relativer Armut durchleben, desto negativer sind die Folgen nicht nur für die materielle Situation. Wer als Kind dauerhaft unterhalb der Armutsgrenze leben muss, ist als Erwachsener deutlich unzufriedener mit seinem Leben.*“ – so ein Zitat aus dem Resümee (ebenda). Die Rede ist hier von „*gelernter Hoffnungslosigkeit*“, die es schwerer mache „Herausforderungen im späteren Leben zu meistern“.

Und *was* soll da nun Resilienzförderung bewirken können? *Müssen arme und benachteiligte Kinder nur lernen stark zu sein, um in ihrem Leben zu Recht zu kommen? Entschieden nein!* Resilienzförderung darf und kann nicht *die Politik* aus ihrer Verantwortung entlassen, gedeihliche Lebensbedingungen für alle Kinder herzustellen – und es ist zuvörderst eine politische Aufgabe, die weitgehend gesellschaftlich bedingten Ursachen von Kinderarmut zu beseitigen. Allerdings haben die *Institutionen des Bildungswesens* den Auftrag, die ihnen anvertrauten Kinder nach bestem Wissen und Gewissen zu fördern: Sie dürfen also nicht darüber hinwegsehen, dass ein zunehmender Teil von Kindern „einfach abgehängt“ zu werden droht. Solange die Politik nicht bereit ist, das Problem der Kinderarmut an der Wurzel zu packen, werden es die pädagogischen und sozialpädagogischen Fachkräfte sein, die sich mit den Folgewirkungen auseinandersetzen und mit ihren Mitteln darauf reagieren müssen.

Den *Kindertagesstätten* wächst hiermit eine besondere Aufgabe zu! *Resilienzförderung* kann ein wirksames *Mittel zur sekundären Armutsprävention* sein. Sie werden damit nicht die Ursachen beseitigen und auch nicht allen armutsbedingten Auswirkungen entgegenwirken: Sie können den Kindern aber helfen, ihre Situation besser zu bewältigen, so dass sie hoffentlich geringeren Schaden erleiden.

Drei Fallbeispiele im Telegrammstil, um kurz zu veranschaulichen, wie sich die Armutssituation der Familie in mehrfacher Weise belastend auf die Kinder auswirken kann. Wenn ich mich hierbei auf Mädchen und Jungen im Grundschulalter beziehe, also auf eine Altersgruppe, die mir aus meiner langjährigen eigenen Forschungstätigkeit vertraut ist, macht dies keinen Unterschied, denn vergleichbare Lebenslagen werden Sie auch bei Vorschulkindern antreffen:

Theo, 7 Jahre: Langzeitarbeitslosigkeit der Mutter, psychische Erkrankung der Mutter, problematische Beziehung zum Stiefvater, gravierende Konflikte zwischen den Eltern, pädagogische Vernachlässigung des Kindes, (scheinbare) Perspektivlosigkeit der Familie...

Rebecca, 7 Jahre: familiäre Gewalt und diesbezüglich traumatische Erlebnisse, beide Eltern arbeitslos, Rebeccas Vater ist zum Zeitpunkt des Interviews untergetaucht, weil er von der Polizei gesucht wird, Mutter zieht Scheidung in Erwägung...

Torsten, 7 Jahre: ernährungsbedingte unvorteilhafte körperliche Erscheinung (ist zu dick und wird gehänselt), dadurch Schwierigkeiten Freundschaften zu schließen, Traurigkeit über Ablehnung durch Gleichaltrige, Verlust von früheren Freunden durch häufigen Umzug, soziale Isolation der Familie, kein Kontakt zum leiblichen Vater...

Sie sehen, Armut führt zu Multiproblemlagen. In der Resilienzperspektive gilt es nun aber gerade bei diesen Kindern, den Blick zunächst auf ihre Potenziale und Stärken zu lenken. Dabei werden wir nicht selten feststellen, dass „*arme Kinder*“ *auch starke Kinder* sein können oder, entsprechend gefördert, *außergewöhnliche Stärken entwickeln können*.

Wenn wir hierbei übrigens einen Bezug zu den *Resilienzförderbereichen* herstellen, die es nach Daniel/Wassell zu beachten gilt, fällt eine nahezu *lückenlose Entsprechung* auf. In all diesen Bereichen – und ich werde sie gleich noch einmal aufgreifen – müssen wir laut Kinderarmutsforschung davon ausgehen, dass bei „armen Kindern“ die kindlichen Potenziale beschnitten werden, dass solche Kinder in ihrem familiären und sonstigen sozialen Umfeld erschwerten Zugang zu entsprechenden Ressourcen und Schutzfaktoren haben. An dieser Nahtstelle sollte also Resilienzförderung ansetzen und folgende Schwerpunkte beachten: (hier F 7 noch einmal)

- *Förderung von positiven Werten (Lebenssinn) und Selbstwertgefühl:*

Fast alle Studien zu Kinderarmut kommen zu dem Ergebnis, dass das *Selbstwertgefühl* dieser Kinder – durch ihre Lebenssituation bedingt – erkennbar leidet, vor allem wenn sie im Kontakt mit anderen Mädchen und Jungen wiederholt mit negativen Rückmeldungen konfrontiert sind etwa nach dem Motto: „Deine Schuhe sind zu groß, dein Kleid finde ich hässlich..., warum hast Du dies oder jenes Spielzeug nicht?“ Nun stellt aber gerade der *Aufbau eines gesunden Selbstwertgefühls* für Vorschulkinder eine wichtige Entwicklungsaufgabe dar. In Armut und sozialer Benachteiligung lebende Kinder brauchen hierbei also besondere Unterstützung. Dies gilt auch für die Verinnerlichung von positiven Werten und eine *optimistische, d.h. zu-*

versichtliche Lebenseinstellung, beides Merkmale von Resilienzfähigkeit. Denn: Wir haben es hier oftmals mit eher ängstlichen und stressbelasteten Kindern zu tun, die in ihrem Selbstwertgefühl und manchmal auch in ihrer Lebensfreude gestärkt werden müssten.

- *Förderung von kindlichen Fähigkeiten und Neigungen*

Dieser Bereich kommt bei unserer Zielgruppe ebenfalls leicht zu kurz, darauf weisen alle Studien hin. Dabei könnten gerade solche persönlichen Potenziale wie musische, sportliche oder andere besondere Fähigkeiten und Neigungen eine Quelle für gestärktes *Selbstbewusstsein und Selbstwertgefühl* sein und *Kompensation für so oft erfahrene Herabsetzungen*. Diese Kinder „profitieren“ also besonders davon, wenn man sie auf ihre ganz individuellen Fähigkeiten aufmerksam macht und diese gezielt fördert, nach dem Motto: „Wie gut Du das kannst“, sei es nun springen, malen oder singen, und „Du kannst Dich noch verbessern!“ *Ermutigung und positive Rückmeldungen bleiben für sozial benachteiligte Mädchen und Jungen zu Hause oft aus*, umso mehr dursten sie danach und umso mehr fruchten sie bei diesen Kindern.

- *Förderung von sozialen Kontakten zu Gleichaltrigen und Freundschaften*

Arme Kinder haben es schwerer, Kontakte zu Gleichaltrigen außerhalb der Familie zu finden und zu pflegen; sie haben schlicht *weniger Gelegenheiten* dazu, so etwa wenn ihre Eltern den Besuch fremder Kinder wegen der beengten Wohnverhältnisse nicht wünschen und deshalb auch Einladungen anderer Kinder nicht entsprechend erwidert werden können – oder weil die Armut für fremde Kinder schlicht nicht sichtbar werden soll. Dies gilt jedenfalls für Schulkinder, aber gegenseitige Verabredungen beginnen schon im Vorschulalter. Die Fähigkeit, soziale Bindungen herzustellen, gilt bereits als eine Entwicklungsaufgabe für Kinder dieser Altersgruppe. Sie werden sicher selbst festgestellt haben, dass sich „arme und benachteiligte Kinder“ nicht selten in der Gruppe zurückziehen oder ein eher aggressives Verhalten an den Tag legen, was beides dazu führt, dass sie meist am Rande des Gruppengeschehens stehen. Dabei könnten *positive Kontakte zu Gleichaltrigen und Freundschaften*, die mit sozialer Anerkennung und emotionaler Zuwendung verbunden sind, diesen Kindern helfen, mit ihrer schwierigen Lage fertig zu werden.

- *Förderung von sozialen Kompetenzen, von Problemlöse- und Konfliktfähigkeit*

Kooperationsfähige Kinder genießen Anerkennung in der Gruppe, verfügen in der Regel über ein breiteres Spektrum von Konfliktlösemöglichkeiten und erhalten dadurch einen festen Platz

in der Gruppe. Dabei geht es u.a. darum, *Hilfe geben und Hilfe annehmen zu können*, ebenfalls ein herausstechendes Merkmal von resilienzfähigen Kindern. Mädchen tun sich damit zwar meist leichter als Jungen, generell fällt dieses Verhalten aber Kindern, die sich ausgegrenzt fühlen, eher schwer. Ausgewiesene soziale Kompetenzen könnten aber für sozial benachteiligte Mädchen und Jungen ebenfalls eine Quelle von Kompensation und Hilfe bei der Bewältigung ihrer risikobelasteten Situation sein.

Zu erwähnen bleibt noch ein sehr wichtiger Aspekt, nämlich der einer „*sicheren Bindung*“, auf die sich ja jedes Kind verlassen können sollte; in der Regel besteht eine solche ja zu den leiblichen oder sozialen Eltern. Nun wäre es sicher nicht angebracht, generell in „sozial benachteiligten Familien“ eine Beeinträchtigung der Eltern-Kind-Beziehung zu unterstellen. Tatsache ist – und dies ist durch mehrfache Studien (nicht nur die eigenen) erwiesen –, dass die Eltern meist um ihre Kinder sehr besorgt sind und alles Mögliche tun, um diesen gegenüber armutsbedingte negative Auswirkungen ab zu puffern. Aber in jenen Fällen, in denen die Eltern oder alleinerziehende Mütter selbst durch die Situation derart überlastet sind, dass sie sich überfordert fühlen, kann es zur Vernachlässigung der Kinder kommen. Die Frage, ob ein Kind eine feste *Bindung und damit eine verlässliche Bezugsperson* hat, ist allerdings der *Dreh- und Angelpunkt von Resilienzförderung*. Sollte eine solche Bindung im engeren familiären Umfeld nicht gegeben sein, braucht das Kind eine *Ersatz-Bezugsperson*: Eine solche kann sich im weiteren familiären Umfeld, etwa bei einer Oma oder einer Tante, finden; notfalls sollte jedoch auch eine professionelle Betreuerin oder pädagogische Fachkraft diese Rolle übernehmen. Inwiefern Sie in ihrem beruflichen Alltag für einzelne Mädchen oder Jungen diese Funktion (natürlich zeitlich begrenzt) übernehmen können, ist sicherlich eine Frage, die in einer der nachfolgenden Arbeitsgruppen zu diskutieren wäre.

Der Resilienzförderung kommt also gerade aus der Sicht sozial benachteiligter und armer Kinder ein besonderer Stellenwert zu. (F9)

4. Erfahrungen in der praktischen Umsetzung mit Resilienzförderung

Ich hatte bereits mehrfach Gelegenheit, die Umsetzung eines solchen Ansatzes in Praxisprojekten zu begleiten, zuletzt in einem Projekt zur „*Resilienzförderung mit*

Romaflüchtlingskindern“ bei Amaro Kher in Köln.³ Wenn ich mich im Folgenden auf dieses Projekt beziehe, so deshalb, weil ich daraus – wegen seiner dreijährigen Laufzeit – über die prägnantesten Beispiele verfüge und weil ich nicht auf Anschauungsmaterial aus zweiter Hand zurückgreifen möchte. Ich habe dort den Prozess der einrichtungsspezifischen Konzeptentwicklung und Umsetzung kontinuierlich begleitet und am Ende der Projektlaufzeit die erzielten Fortschritte bei einzelnen Kindern wie im Gruppengeschehen evaluiert. Auch wenn es so ist, dass die dort im Mittelpunkt stehende Zielgruppe – nämlich Roma-Flüchtlingskinder – in Ihren Kitas kaum vertreten sein dürfte, so haben wir es hier mit Mädchen und Jungen zu tun, die unbeschrieben der jeweils individuellen Lebenslage zu den Hoch-Risiko-Kindern zählen. Wann, wenn nicht bei diesen Kindern, sollte Resilienzförderung größere Wirkungskraft entfalten können? Sie erinnern sich: Je mehr Risikofaktoren vorhanden sind, umso wirkungsvoller kommen Schutzfaktoren zum Zuge. Diese Erkenntnis hat uns im Projekt immer wieder ermutigt und wir wurden dann auch durch die sichtbaren Ergebnisse darin bestärkt. Es dürfte Ihnen aber nicht schwerfallen, den Transfer zu Ihren Kindern herzustellen, weil sie viele Parallelen zu ihren „benachteiligten Mädchen und Jungen“ entdecken werden.

Sie in der Kita haben natürlich einen viel weiteren Spielraum zur Resilienzförderung als ihn später die Schule bietet; ihre Bedingungen sind durchaus vergleichbar mit jener Nachmittagsbetreuung bei Amaro Kher, von der ich im Folgenden berichte.

Das Team von Amaro Kher orientierte sich im Übrigen an den hier schon vorgestellten Leitideen von Edith Grotberg und an den Resilienzbereichen von Daniel und Wassell und ist dabei zweigleisig vorgegangen: Zum einen hat es ein resilienzförderliches Konzept für die Gesamtgruppe, zum anderen gezielte Förderkonzepte für einzelne Kinder entwickelt. Ich möchte hier näher auf die *Arbeit mit Einzelkindern eingehen* und dies an Hand von zwei Beispielen illustrieren. Dabei werde ich ein Mädchen und einen Jungen vorstellen, weil es in der Resilienzförderung – wie sonst auch – das Geschlecht des Kindes zu beachten gilt. Ich habe schon erwähnt, dass Jungen in der frühen Kindheit und Mädchen in der späteren Kindheit sowie in der Pubertät „verletzlicher“ sind und dies hat natürlich auch Auswirkungen auf ihre Resilienzfähigkeit. So kamen verschiedene Resilienzstudien – u.a. auch die legendäre Studie von Emmy Werner, die eine ganze Kohorte von Mädchen und Jungen von der Geburt bis zu ihrem 40. Lebensjahr beobachtet hat – zu der Erkenntnis, dass resiliente Kinder ein eher ge-

³ Dazu gibt es als Abschlussbericht eine Broschüre, die auf meiner Website (www.margherita-zander.de) eingesehen oder heruntergeladen werden oder beim Rom e.V. Köln, Träger des Projektes (ingrid.welke@romev.de oder Tel. 0221-2786075) bestellt werden kann.

schlechtsuntypisches, sprich androgynes Verhalten an den Tag legen, sich über geschlechtsspezifische Rollenzuweisungen eher hinwegsetzen und darin recht frei sind. Das heißt nun nicht etwa, dass man Mädchen zu jungenhaftem oder Jungen zu mädchenhaftem Verhalten erziehen sollte, wohl aber, dass man entsprechende Neigungen bei den Kindern nicht unterdrücken sollte. Um diesen Aspekt zu veranschaulichen, nehme ich ihn in die folgenden Beispiele mit hinein. Zu einem dieser beiden Beispiele habe ich Ihnen übrigens als Handreichung eine schematische Darstellung des Risiko- und Schutzfaktoren-Profiles kopiert. Zu Projektende haben wir dann für die in die engere Beobachtung genommenen Mädchen und Jungen ein – wie wir es nannten – „Resilienzprofil“ erstellt. Darauf greife ich im Folgenden zurück.

(F 10)

Fallbeispiel Petra

Da ist zum einen die *sechsjährige Petra (Pseudonym)*, älteste von sechs Töchtern, die Mutter ist vorübergehend in Haft, der Vater nicht bereit oder nicht in der Lage, die Kinder zu versorgen. Deshalb springt eine entfernte Verwandte ein, und Petra wird ihrerseits als ältestes Mädchen mit in die Verantwortung genommen. Petra muss also bereits – so klein sie auch mit ihren 6 Jahren ist – eine fürsorgliche Rolle ihren kleineren Schwestern gegenüber übernehmen, also geschlechtsspezifisch eine typisch weibliche Rolle. Dass der Vater auch familiäre Gewalt ausübt, sei hier nur erwähnt. Wen wundert es da, dass sich Petra in der Nachmittagsbetreuung von Amaro Kher schwer damit tut, wenn dort auch Jungen dazu angehalten werden, Dienste wie Geschirr abräumen zu übernehmen, die für sie doch eindeutig geschlechtsspezifisch Mädchen zugeordnet sind. Außerdem soll sich ihr Vater, als ein soeben geborenes Mädchen kurz nach der Geburt verstorben ist, eindeutig abfällig mit den Worten geäußert haben: „...es war ja nur ein Mädchen!“ Wie soll Petra da ein gesundes Selbstbewusstsein entwickeln?

Petra ist, wohl als Folge der sie teilweise überfordernden familiären Verantwortungsübernahme, bei Amaro Kher sehr selbstbezogen und zeigt ein ausgeprägtes Bestreben nach Autonomie, was sich durchaus auch in Respektlosigkeit gegenüber Erwachsenen äußert. Sie holt sich also bei A.K. das, was ihr zu Hause fehlt: Sie will hier Raum für sich beanspruchen und Kind sein wie die anderen Gleichaltrigen auch und kann die ihr sonst abverlangte fürsorgliche Haltung für kleinere Kinder ablegen. Sie ist eigensinnig und beharrt hartnäckig und selbstbezogen auf eigenen Wünschen, nutzt also den außerfamiliären Raum bei Amaro Kher, um sich darin zu erproben, *genau das zu tun, was von ihr nicht erwartet wird*. Sie erprobt so ihre

Durchsetzungsfähigkeit, eine resilienzförderliche Eigenschaft, die Mädchen eher nicht zugesprochen wird, und das Team unterstützt sie dabei in dem gebührenden Rahmen.

Ein weiterer Aspekt: Petra fällt anfangs durch ein deutlich lädiertes Selbstbewusstsein auf, ein Entwicklungsrisiko, das für Mädchen nicht untypisch ist. Besonders krass zeigt sich dies bei Petra, wenn sie zunächst regelmäßig ihre Zeichnungen überkritzelt und von ihr geschaffene Werke sofort zerstört. Erst im Laufe der Zeit wird sie lernen, ihre Werke stehen zu lassen, sich darüber zu freuen und stolz darauf zu sein, dass auch ihre Zeichnung in den Wandkalender aufgenommen wird. So *gewinnt sie nach und nach an Selbstvertrauen*, was gerade für Mädchen generell und für Petra besonders wichtig ist. In ihrer *positiven Selbsteinschätzung* wird sie auch dadurch gefördert, dass sie bei Amaro Kher – in den speziellen Arbeitsgemeinschaften – ihre sportlichen Fähigkeiten ausbauen kann, eine Vorliebe, die bei Mädchen eher vernachlässigt wird als bei Jungen.

Mädchen werden generell ja stärker soziale Kompetenzen und die Fähigkeit nachgesagt, soziale Kontakte und Freundschaften zu knüpfen. Petra nimmt zunächst jedoch in der Gruppe wegen ihres provokanten Verhaltens und ihres auffällig sexualisierten Habitus eher *eine Außenseiterposition* ein. Dabei wären gerade für sie Kontakte zu Gleichaltrigen wichtig, um so auch Beziehungen einzugehen, in denen sie von der Rolle der fürsorglichen älteren Schwester entlastet ist. Hierin wird sie vom Team unterstützt, welches die *Förderung von Freundschaften* als wichtigen Aspekt seines Resilienzförderkonzepts betrachtet. In der Tat gelingt es Petra dann überraschend bald, in der Nachmittagsbetreuung *eine beste Freundin* zu finden. Dies ist umso bemerkenswerter, als außerfamiliäre Freundschaften bei Roma-Kindern seltener vorkommen, da sie eher familienbezogen sozialisiert werden. Diese *Mädchenfreundschaft*, aber auch Petras gutes Vorankommen in der Schule sind für sie eindeutig eine *Quelle hinzugewonnenen Selbstbewusstseins* – und so gehört Petra bald schon zu jenen Kindern, die Amaro Kher verlassen und auf eine reguläre Grundschule gehen können.

Petra hat in der Zeit bei Amaro Kher eine *außergewöhnliche Entwicklung* durchgemacht und dabei eindeutig *Resilienzpotenzial* entfaltet, mit anderen Worten: Sie hat personale Ressourcen hinzugewonnen, die sie als Schutzfaktoren mobilisieren kann, um mit ihrer familiär extrem belasteten Situation und auch mit der neuen Herausforderung (Umschulung auf eine Regelschule) besser zu Recht zu kommen.

Fallbeispiel Goliat

Nehmen wir nun den zweiten „Fall“, den eines Jungen: *Der kleine Goliath (Pseudonym), 7 Jahre*, hat drei ältere Brüder und drei jüngere Schwestern. Die Familie ist akut durch Abschiebung gefährdet, gleichzeitig droht auch das Jugendamt mit der Herausnahme der Kinder, da familiäre Gewalt (Schläge als Erziehungsmittel) im Spiel sein soll. Der Vater ist seit längerem in Haft, die Mutter mit der Versorgung und Erziehung der sieben Kinder überfordert. Es gibt keine festen Alltagsstrukturen in der Familie, wie sie für Jungen dieses Alters besonders wichtig sind. Seine mittlere Position in der Geschwisterfolge scheint Goliath zu Gute zu kommen, da er so – nicht wie sein älterer Bruder – in der Verantwortung für seine Geschwister, insbesondere seine Schwestern, steht. Im Gegenteil, er kann sich eine gewisse Autonomie (auch bei Amaro Kher) gegenüber seinen Geschwistern leisten, ist sogar selbständiger als sein unmittelbar älterer Bruder, während der Älteste nur zu offensichtlich schon zu viel Verantwortung für sein Alter trägt.

Goliath fällt zunächst in der Gruppe durch *offenkundiges Machoverhalten* und eine *übersteigerte Selbsteinschätzung* auf, durch *mangelnde Impulskontrolle* und *lautes, oft aggressives Auftreten*. Auf Einschränkungen und Verbote, Stress und Konflikte reagiert er aggressiv, ja buchstäblich explosiv. Er ist zwar offen gegenüber anderen Kindern in der Gruppe, hat dort aber *keine engen Freunde*, weil er durch sein Verhalten aneckt und häufige Konflikte in der Gruppe provoziert. Goliath lässt sich zunächst auch *ungern durch Erwachsene helfen und muss daher vieles allein ausfechten*. Gleichzeitig fällt er aber auch durch *hohe Begeisterungs- und Lernfähigkeit* auf. Er kann seine Interessen konsequent verfolgen und legt dabei ein *großes Durchhaltevermögen* an den Tag, Eigenschaften, die zweifellos als personale Ressourcen zu verbuchen sind und eher Jungen zugeschrieben werden.

Bemerkenswert ist nun, welche Entwicklung Goliath in den fast zwei Jahren, die er bei Amaro Kher verweilt, durchmacht und wie ein pädagogischer Umgang, der sich dem Resilienzkonzept verschrieben hat, fruchten kann. Auch hier wiederum ergibt sich – bei näherer Betrachtung – ein eher komplexes Vorgehen. Da ist zunächst Goliaths *gesundes Autonomiestreben*, eine Eigenschaft, die bei Jungen in der Regel stärker als bei Mädchen ausgeprägt ist und die in der Resilienzliteratur generell als personaler Schutzfaktor gewertet wird. Darin kann Goliath also nur bestärkt werden, gerade auch weil sich dieser Charakterzug für ihn bei der Bewältigung der sich zunehmend zuspitzenden familiären Situation – Abschiebedrohung und drohende Herausnahme der Kinder – als hilfreich erweisen wird. Dagegen ist seine überzogene Selbsteinschätzung, gepaart mit Machoverhalten, eher als typisch männliches Charaktermerkmal, aber als Risikofaktor einzuschätzen. Resilienzfähigkeit baut auf einer *realistischen*

Selbsteinschätzung, auf gesundem, nicht übersteigertem Selbstvertrauen auf. In dieser Hinsicht ist das Team bemüht, Goliat zu mehr *Selbstreflexion* anzuhelfen.

Wie andere Kinder auch, die mit derart belastenden Lebenssituationen fertig werden müssen, verfügt Goliat über eine sehr geringe Frustrationstoleranz, was bei ihm nicht zuletzt aggressives Verhalten zur Folge hat, womit er sich in der Gruppe isoliert. *Aggressivität* wird in der geschlechtsspezifischen Zuordnung von Verhaltensweisen als eher *typisch männliches Fehlverhalten oder männlicher Risikofaktor* angesehen, was natürlich nicht heißt, dass sie bei Mädchen nicht vorkommt. Da wir es hierbei offensichtlich mit einer Reaktion des Jungen auf eine ihm vielfach überfordernde Lebenssituation, also einem nicht-normativen Risiko, zu tun haben, ist es in der Resilienzperspektive angesagt, *pädagogisch stärker an seinen personalen Ressourcen (Schutzfaktoren) anzusetzen*, um ihm so *positive und ermutigende Erfahrungen* zu vermitteln, die ihm auch helfen werden, zu einer realistischeren Selbsteinschätzung zu gelangen.

(F 11)

Bei Goliat kann das Team an seiner *Begeisterungsfähigkeit* und seinem *Durchhaltevermögen* anknüpfen, Eigenschaften, die wir sowohl bei resilienten Jungen wie auch Mädchen antreffen. Dies ist sein Pfund, das ihn stark macht und ihm Erfolgserlebnisse einbringt. Goliat ist zudem *sehr offen und an vielen Angeboten interessiert*, vor allem ist er sehr sportlich, er malt und singt aber auch gerne, erfährt dabei *viel Anerkennung* und erlebt so einen gesunden Ausgleich zu seinen sonstigen Frustrationserlebnissen in der Gruppe. Da Goliat trotz allem stark auf sein Ego bezogen bleibt, ist es nun eine pädagogische Herausforderung für das Team, ihn *darin zu bestärken, sich mehr auf die Gruppe zu beziehen*. So werden ihm Wege aufgezeigt, wie er seine Integration in die Gruppe verbessern kann, beispielsweise indem auch er „*soziale Dienste*“ für die Gruppe übernimmt, in der Regel eher ein bei Mädchen zu findender Zug. Dies gelingt letztlich sogar, wohl weil *Goliat zunehmend Vertrauen zum Betreuerteam* gewinnt, so dass er sich emotional nach und nach öffnet und *lernt, sich Hilfe bei den Erwachsenen zu holen*, wenn er in der Gruppe der Gleichaltrigen aneckt oder Konflikte auszutragen hat. Im Laufe der Zeit wird Goliat immer anhänglicher; er lernt *Amaro Kher als außerfamiliären Schutzraum* zu schätzen. So wird Goliat letztlich dann in der sich zuspitzenden familiären Krisensituation wie kein anderes seiner Geschwister – zwei ältere Brüder und eine jüngere Schwester sind ebenfalls bei Amaro Kher – um den Erhalt dieses Schutzraums kämpfen.

Dies zwei Beispiele, wie der *Resilienzgedanke als Einzelförderung* in der Praxis umgesetzt werden kann. Dabei wird sofort deutlich, dass es hierfür eines individuell auf das jeweilige Kind zugeschnittenen Förderkonzeptes bedarf. Greift bei dem einen Kind stärker die Förde-

rung seiner Fähigkeiten und Neigungen, kommt es bei dem anderen stärker darauf an, seine sozialen Kompetenzen auszubauen, und für ein drittes geht es in erster Linie darum, ihm eine verlässliche Bindung an eine Bezugsperson anzubieten... Man wird also gezielt selektiv vorgehen, sich dabei auf einzelne Schutzfaktoren konzentrieren müssen, um wirkungsvoll am Ball bleiben zu können. Natürlich wird hiermit ein hoher Anspruch an die pädagogischen Fachkräfte gestellt – und folglich wird es auch entsprechender Rahmenbedingungen bedürfen..., worauf ich noch zurückkommen werde.

Die hier vorgestellten *Leitprinzipien zur Resilienzförderung* werden Sie übrigens in abgewandelter Form in allen an dieser Grundidee orientierten Programmen oder Konzepten wiederfinden. Unterschiedlich kann dagegen die konkret vorgeschlagene Vorgehensweise sein. Namentlich erwähne ich in diesem Zusammenhang den Kollegen Fröhlich-Gildhoff von der Evangelischen Hochschule Freiburg und sein Team, die ein *spezifisches Trainingsprogramm* für Kinder im Kita-Alter (PRiK) entwickelt haben. Es handelt sich dabei um ein Trainingskonzept, welches sich mit Kleingruppen, aber auch mit einzelnen Mädchen und Jungen durchführen lässt. Dieses Programm sieht konkret ausgearbeitete Einheiten vor, also spezifische Übungen (siehe Manual) zur Förderung einzelner personaler Resilienzfaktoren, die in sogenannten Kinderkursen durchgeführt werden⁴. Neben der Arbeit mit den Kindern, plädieren Fröhlich-Gildhoff und sein Team auch für eine Einbeziehung der Eltern durch spezifische Beratung oder durch gesonderte Elternkurse. Das Team gibt in seinen Veröffentlichungen auch Hinweise zur Leitbildentwicklung für eine resilienzförderliche Kita, formuliert dezidierte Anforderungen an Erzieherinnen und gibt Beispiele zur Netzwerkbildung. Die Auswertung der vom Fröhlich-Gildhoff-Team angebotenen Trainingskurse ergab, dass es gelungen ist, sowohl bei den Kindern signifikante Effekte zu erzielen als auch einen bemerkenswerten Teil der Eltern für die Angebote zu mobilisieren.

Für ein solches Konzept, das mit konkret ausgearbeiteten Trainingseinheiten operiert, spricht sicherlich einiges. Solche Trainings mögen ohne Zweifel hilfreich sein und können für einzelne Kinder oder Gruppen von Kindern zusätzlich angeboten werden. Ich plädiere demgegenüber eher für einen ganzheitlichen Ansatz!

Meines Erachtens geht es in erster Linie darum, die ***Resilienzidee als pädagogische Grundhaltung im beruflichen Alltag derart zu etablieren***, dass Sie sich sowohl bei der Entwicklung

⁴ Maike Rönnau-Böse/Klaus Fröhlich-Gildhoff: Resilienzförderung im Kita-Alltag – Was Kinder stark und widerstandsfähig macht, München (Herder) 2010, Klaus Fröhlich-Gildhoff/Jutta Becker/Sibylle Fischer (Hrsg.): Gestärkt von Anfang an, Weinheim und Basel (Beltz) 2012

Ihres pädagogischen Konzepts für die Gruppe als auch in der Beratung von Familien und vor allem in ihrem alltäglichen Handeln – im Umgang mit Risikokindern – davon nahezu „intuitiv“ leiten lassen. Eine derart verinnerlichte Haltung, dass Sie den nötigen Spürsinn für Resilienzförderung jederzeit abrufen können, wenn Sie ein entsprechendes Mädchen oder den Jungen vor sich haben! (F 11)

5. Kitas als institutioneller Rahmen – Voraussetzungen, Möglichkeiten und Grenzen

Nun wissen Sie selbst aus Erfahrung besser als ich, dass Prävention und pädagogische Förderung am wirkungsvollsten in der frühkindlichen Phase ansetzt. Dies gilt natürlich auch für die Resilienzförderung, die als präventives Konzept zu verstehen ist. Folglich wären die Kindertagesstätten geradezu dafür prädestiniert. Was liegt dann aber näher als den Resilienzgedanken grundsätzlich in der Frühpädagogik aufzugreifen?

Diese Schlussfolgerung kann man übrigens auch aus der schon zitierten UNICEF-Studie ableiten; Prof. Hans Bertram, der wissenschaftliche Leiter dieser Studie, hat dies nachdrücklich betont: „Wir müssen“ – so sein Resümee – „die am stärksten benachteiligten Kinder frühzeitiger und umfassender unterstützen... Der Ausbau von Krippen, Kitas und Ganztagschulen allein reicht (jedoch) nicht aus, um das Wohlbefinden und die Teilhabe dieser Kinder zu sichern“ (Hans Bertram, Presseerklärung von UNICEF Deutschland am 24. Oktober 2013). Ich interpretiere diese Aussage schlicht als ein Plädoyer, den Resilienzfördergedanken in die Frühpädagogik und somit in den Kita-Alltag zu integrieren. In der Tat genügt es nicht, mehr Krippen- und Kitaplätze zu schaffen: Es bedarf vielmehr zusätzlich eines spezifischen Konzeptes, um diese Kinder gezielter fördern zu können und solch ein Konzept hätten Sie mit der Resilienzförderung an der Hand.

Ich muss Ihnen nicht erzählen, dass die Kita heutzutage zu einer zentralen Sozialisationsinstanz für Kinder geworden ist – dies gilt generell und in besonderem Maße für sozial benachteiligte Kinder, zunehmend aber ebenso mit Blick auf überforderte und verunsicherte Eltern und Familien. Wo, wenn nicht in der Kita, besteht die Chance, mit früher Förderung möglichst viele Mädchen und Jungen in frühester Kindheit zu erreichen?

Resilienzförderung ist – wie wir gesehen haben – ein recht voraussetzungsvolles Konzept, und es sollte nicht verschwiegen werden, dass für die Umsetzung auch entsprechende materielle, personelle und zeitliche Ressourcen bereit gestellt werden müssen. Damit steht natürlich

die Frage im Raum, welche institutionellen Voraussetzungen gegeben sein sollten, damit die Erzieherinnen und Erzieher diesen pädagogischen Ansprüchen gerecht werden können. Auch wenn sich dies konkreter nur jeweils einrichtungsbezogen erörtern lässt, könnten doch einige grundsätzliche Aspekte hier auf dieser Fachtagung, vor allem in den Arbeitsgruppen diskutiert werden. Ich möchte dazu einige Anregungen geben.

Zunächst ist es sicherlich eine Frage des Standortes; es ist ja bekannt, dass sich die sozialen Problemlagen von Familien in manchen Stadtteilen häufen, was sich selbstredend auf die pädagogischen Anforderungen an die Fachkräfte auswirkt. Dass dort gerade jene Kitas lägen, welche den Resilienzgedanken besonders wirkungsvoll realisieren könnten, ist klar. Hier setzt folgerichtig auch das „Handlungsprogramm“ an, indem es die konzeptionelle Arbeit solcher Kitas begleitet und dort zusätzlich eine sozialpädagogische Fachkraft eingesetzt wird. Die Kernfrage ist damit erkannt, nur hoffe ich, dass die zusätzliche Kraft nach Programmablauf nicht wieder abgezogen wird. Dies ist meist die Krux von Sonderprogrammen und zeitlich begrenzten Projekten, wie ich aus eigener Anschauung zur Genüge weiß. Im Fall von Amaro Kher ist es übrigens durch intensive Überzeugungsarbeit gelungen, die zunächst projektfinanzierten personellen Ressourcen von „Aktion Mensch“ nach Ablauf des Projektes zumindest teilweise in die Regelförderung zu übernehmen. Um zusätzlich zur gruppenbezogenen Arbeit auch auf die Einzelförderung von Kindern fokussieren zu können, braucht es einen Personalschlüssel, der dies auch möglich macht!

Ich weiß, dass die Personalfrage in der Praxis der Wunde Punkt ist, umso wichtiger ist es, Leitung, Träger und Finanzierer immer wieder mit der Notwendigkeit zu konfrontieren, dass die Umsetzung eines derart anspruchsvollen, aber mehr als sinnvollen Konzeptes auch entsprechende personelle Rahmenbedingungen erfordert. Deshalb ist es unabdingbar, Funktionsträger auf dieser Ebene für die „Idee einer Resilienzförderlichen Kita“ zu gewinnen! Dafür müssen sie für die Idee als solche geworben werden. Die Erstellung eines einrichtungsbezogenen Konzeptes, die kontinuierliche umsetzungsbezogene Reflexion, die regelmäßigen, systematischen Kinderbeobachtungen kosten Zeit, und diese Stunden sollten im Rahmen des vorgegebenen Zeitbudgets einkalkuliert sein, wie auch die zusätzlich erforderlichen Möglichkeiten zur konzeptbezogenen Fort- und Weiterbildung.

Die Auseinandersetzung mit dem Resilienzförder-Konzept wie seine Umsetzung stellt aber auch an die einzelne Erzieherin, den einzelnen Erzieher und die sozialpädagogischen Fachkräfte Anforderungen; sie setzen eine Reflexionsbereitschaft voraus, die den üblichen Standard überschreitet. Zu reflektieren gilt es nicht nur den alltäglichen pädagogischen Umgang

mit den Kindern und die ständige Beobachtung ihres Entwicklungsverlaufs. Es braucht vielmehr auch eine Bereitschaft zur Selbstreflexion, die man nicht von außen einfordern, sondern nur auf der Basis persönlichen Engagements der erzieherischen Fachkräfte erwarten darf. Um Resilienzförderung tatsächlich mit innerer Überzeugung durchführen zu können, sollte sich jede Fachkraft nämlich selbst prüfen und fragen, wie es um die eigene Resilienzfähigkeit bestellt ist. Nur wer aus eigener Erfahrung weiß, wie es sich anfühlt, wenn man auf solche inneren Kräfte bauen kann, wird in der Lage sein, dies tatkräftig an die Kinder weiterzugeben.

Ich möchte meinen Vortrag aber nicht beenden, ohne Ihnen noch eine überaus ermutigende Perspektive mit auf den Weg zu geben. Damit dies authentischer rüberkommt, will ich dafür das Team von Amaro Kher zitieren. In den regelmäßigen Workshops, die ich mit diesem Mitarbeiterteam durchgeführt habe, wurde mir immer wieder von den dort arbeitenden pädagogischen Fachkräften bestätigt, wie sehr ihnen die Orientierung an den Leitgedanken der **Resilienzförderung den alltäglich Umgang** mit ihren – weiß Gott – in mehrfacher Hinsicht risikobehafteten Mädchen und Jungen **erleichtere**. Die begründete Hoffnung und die tatsächliche Erfahrung, die „seelische Widerstandsfähigkeit“ dieser Kinder – allen widrigen Umständen ihrer Lebenslage zum Trotz – durch das Angebot eines verlässlichen Schutzraums fördern zu können, gebe ihnen selbst immer wieder Auftrieb!

Die „Resilienzfähigkeit“ von Kindern stärken, meint aber keinesfalls die objektiv schwierigen Lebensverhältnisse, mit denen in Armut aufwachsende Kinder konfrontiert sind, hinzunehmen, die ja größtenteils in die Verantwortung der Gesellschaft fallen. **Resilienzförderung darf nicht zum Alibi werden**, darf keinesfalls dafür herhalten, dass Politik nicht ihren originären Aufgaben nachkommt. Soziale Ungleichheiten und Ungerechtigkeiten auszugleichen, bleibt unmissverständliche Forderung an Politik und Gesellschaft. Dazu müssen wir eine klare Haltung einnehmen, um jeglichem Missverständnis vorzubeugen. Politik und Gesellschaft sollen nicht glauben, die Folgen sozialer und politischer Missstände seien weniger krass, nur weil es im einen oder anderen Fall etwa durch den Rückgriff auf Resilienz gelingt, *individuelle* Lebenskatastrophen gerade noch zu vermeiden.

Resilienzförderung wird sich als ein neuer sozialpädagogischer Weg erweisen, sie kann einzelnen Mädchen und Jungen sicherlich helfen, ihr risikobehaftetes Leben zu meistern. Sie ist jedoch kein Zaubermittel, sie wird also nicht in jedem Fall greifen – und das müssen Sie dann nicht als persönliche „Niederlage“ deuten und auch nicht dem Konzept als solchem anlasten. Letztlich fällt jedes Kind, das davon profitieren konnte, positiv ins Gewicht. Schauen Sie auf

jene Kinder, deren Potenziale und Stärken zu fördern ihnen gelungen ist, und lassen Sie sich dadurch selbst beflügeln.

Aber vergessen Sie nicht: „Resiliente Mädchen und Jungen“ müssen keine angepassten oder gar handzahmen Kinder sein. Nein, sie können durchaus sperrig und eigenwillig sein und mögen Ihnen dabei den pädagogischen Alltag nicht gerade erleichtern. Schließlich können auch nur die Kinder selbst darüber befinden, welches ihr jeweils passender Weg zur Resilienz ist. Entscheidend bleibt aber doch, dass sie diesen Kindern helfen, jene „seelische Widerstandskraft“ zu entwickeln, um so ihren eigenen Platz in der Gesellschaft finden. Wenn sich Resilienz darin zeigt, dass ein junger Mensch dank ihrer Starthilfe unerwartet gut durchkommt, kann jeden Tag wieder eine Überraschung auf sie warten, so groß wie noch klein das Kind.

(F12+13)

Literatur-Empfehlungen: (besonders für die Kita)

Fröhlich-Gildhoff, Klaus/Becker, Jutta/ Fischer, Sibylle (Hrsg.): Gestärkt von Anfang an, Weinheim und Basel (Beltz) 2012

Rönnau-Böse, Maike/Föhlich-Gildhoff, Klaus: Resilienzförderung im Kita-Alltag – Was Kinder stark und widerstandsfähig macht, München (Herder) 201

Wyrobnik, Irit (Hrsg.): Wie man ein Kind stärken kann. Ein Handbuch für Kita und Familie, Göttingen (Vandenhoeck & Ruprecht) 2012

Wustman, Corinna: Resilienz – Widerstandsfähigkeit von Kindern in Tageseinrichtungen fördern, Weinheim/Basel (Beltz) 2004

Wer von mir etwas zur Thematik lesen möchte:

Chassè, Karl August/Zander, Margherita/Rasch, Konstanze: Meine Familie ist arm, 4.Aufl. Wiesbaden 2010

Zander, Margherita (Hrsg.): Einführendes Handbuch für Forschung und soziale Praxis, 2. Aufl. Wiesbaden 2010

Zander, Margherita: Armes Kind – starkes Kind? Die Chance der Resilienz, 3. Aufl. Wiesbaden 2011

Zander, Margherita (Hrsg.): Handbuch Resilienzförderung, Wiesbaden 2011